

# ANDREAS GRUBER

## Ghost Writer

NEUNZEHN UNHEIMLICHE GESCHICHTEN



LUZIFER  
VERLAG

Geschichte zu erzählen, wie auch jenes einfache blaue Benzinfeuerzeug. Sie würden nie erraten, was dieses harmlose Ding angerichtet hat.

Vor einigen Jahren um die Weihnachtszeit kauft sich ein Farmer aus Clearlake Oaks im Norden einen zwanzig Jahre alten, beinahe zu Schrott gefahrenen Trans Am. Der Mann heißt Joe Burner. Ich erinnere mich deshalb noch genau an den Namen, weil es einfach zu komisch ist. Jedenfalls möchte dieser Joe Burner Geld sparen und verdünnt das Benzin im Autotank des Trans Am mit Wasser. Anscheinend weiß er nicht, dass sich Benzin nicht mit Wasser vermischt, da Benzin obenauf schwimmt. Da der Ansaugstutzen im Tank eines Wagens unten ist, wird natürlich zuerst das Wasser in den Motor gesogen, worauf der Motor absäuft. Es ist Winter, über Nacht treten Minusgrade auf, und das Wasser gefriert, woraufhin der komplette Motor verreckt.

Uns leuchtet das natürlich ein, aber als ein Mechaniker dem Farmer erklärt, was geschehen ist, schiebt dieser seinen altersschwachen Trans Am in die Garage, rollt einen tragbaren Elektroheizkörper unter das Auto, um das Eis im Motor schneller aufzutauen. Als er schließlich mit dem Feuerzeug in den Tank leuchtet, um zu sehen, wie weit der Auftauprozess vorangeschritten ist, können Sie sich vorstellen, was passiert. Genau, das Gasgemisch im Tank entzündet sich. Die Explosion sprengt nicht nur das Auto mitsamt der Garage in die Luft, sondern das halbe Haus und tötet ihn und seine Frau ... und der Mann heißt Joe Burner, welch Ironie! Merkwürdigerweise übersteht das blaue Benzinfeuerzeug die Katastrophe ohne Schaden, weshalb es unter all den Todesandenken mein Lieblingsstück ist. Falls der Aberglaube stimmt, dass ein Gegenstand, der schon einmal den Sensenmann gerufen hat, im Weiteren vor ihm schützt, muss dieses Feuerzeug ein wahrer Schutzengel sein.

Mittlerweile sind meine Wandregale ziemlich voll. Sie würden nicht glauben, was sich darauf alles befindet: Ein Tennisball, eine Krawattennadel, ein Fläschchen Nagellack, ein kaputter Fenstergriff, Esstäbchen aus dem Chinarestaurant, eine kindersichere Steckdose oder das rostige Kettenglied einer Motorsäge. Wenn ich mehr Zeit hätte, könnte ich Ihnen zu jedem Utensil eine köstliche Geschichte erzählen, wie beispielsweise die über meine jüngste Errungenschaft.

Eine junge Frau aus Palm Springs versucht auf dem Balkon den Käfig ihres Kanarienvogels mit Staubwedel und Putztüchern zu reinigen. Dabei steht sie auf einem Drehstuhl mit feststellbaren Rollen. Als der Vogel anfängt zu kreischen, beginnt der Stuhl zu rollen, obwohl die kleinen Kunststoffräder festgestellt sind. Die Frau stürzt aus dem elften Stock

ihres Wohnhauses über die Brüstung und reißt den Käfig samt dem armen Vogel mit sich in den Tod.

In der Bedienungsanleitung des Sessels wird vor keiner derartigen Aktion gewarnt, und ich kann beweisen, dass eine der Rollen defekt ist – woran ein winziger Produktionsfehler in der kompletten Serie schuld ist. Kurios ist, dass nicht der Witwer, sondern der Verein für Kanarienvögel unser Auftraggeber ist. Wir gewinnen den Fall, die Sesselfirma muss zahlen – die volle Summe! Leider wird der Stuhl mit der defekten Rolle vom Gericht sofort eingezogen, aber immerhin besitze ich den verbeulten Vogelkäfig.

Ich bin ein Freak und kaufe mir ein Exemplar des gleichen Drehstuhls. Erstaunlicherweise sind die leichter zu finden, als ich dachte, denn nach der gewonnenen Klage gegen die Firma kann man die Stühle günstig aus der Konkursmasse erwerben. Ich finde heraus, wie einfach die Rollen zu manipulieren sind. Man muss nur einen Plastikstift abbrechen, schon lässt sich die Rolle nicht mehr fixieren und ... Ach, von dem vielen Erzählen habe ich völlig die Zeit vergessen. Meine Mutter kommt soeben schwer beladen mit Papiertüten von ihrem Einkauf heim.

»Freed! Was machst du hier Junge?«, kreischt sie.

*O Gott!* Es ist ihre übliche Begrüßung, wenn wir uns freitagabends sehen, um eine Partie Rommé zu spielen, bei der sie mir jedes Mal zehn Dollar abknöpft. Für meine Mutter ist das die schönste Zeit der Woche, da sie eine volle Stunde lang über mich lästern und mich herrlich demütigen kann ... außerdem mogelt sie beim Kartenspiel und glaubt, ich merke es nicht.

»Ich habe im Treppenhaus deinen Nachbarn von oben getroffen!«, schreie ich, damit sie mich besser hört. »Er hat gemeint, du sollst den Efeu, der auf deinen Balkon herunterhängt, selbst abschneiden. Ich habe dir einen nagelneuen Stuhl gekauft ...«

Zwar schaut mich meine Mutter skeptisch und verbissen an, wie sie es immer tut, aber wenn alles klappt, habe ich bald ein weiteres Souvenir in meiner Sammlung.

# Nachts in der Bourbon Street

---

*Nachts in der Bourbon Street ist eine von insgesamt drei Vampir-Geschichten, die Sie in diesem Buch finden werden. In typischer Anne-Rice-Tradition habe ich New Orleans als Schauplatz ausgewählt. Ich habe die Stadt tatsächlich besucht, lange vor der schrecklichen Hochwasser-Katastrophe, und der St. Louis Cemetary No. 1 und der Mississippi-Raddampfer sind mir von der gesamten USA-Reise am lebhaftesten in Erinnerung geblieben.*

*New Orleans zu beschreiben ist schwer. Die Stadt ist feucht, sie atmet, pulsiert und schwitzt richtiggehend. In manchen Straßen des French Quarter fühlt man sich als Weißer unter all den Schwarzen wie ein Fremdkörper, der nicht dazugehört. Ein Gefühl, das man einmal erlebt haben sollte.*

*Ob mir die Idee zu dieser Story tatsächlich auf dem St. Louis Cemetary gekommen ist, lässt sich natürlich nicht mehr genau sagen, aber unmöglich ist es nicht ...*

---

Der Nigger keuchte schwer und starrte mich an. Er stank wie ein Tier, nach Urin und Schweiß. Er war genauso fett wie alle anderen Nigger, die ich kannte. Seine Ausdünstung hing wie ein angepisstes Tuch in dem Büro. Auf der Stirn des Mannes glänzten Schweißtropfen, wie Glasmurmeln auf ebenholzschwarzer Haut, in denen sich das Licht der Gaslampe spiegelte.

»Sie wollen also morgen Abend tatsächlich sterben?«, stellte er fest.

Ich nickte und schob einen braunen Umschlag über den Tisch. Der Nigger warf einen kurzen Blick darauf. Er stützte sich auf die Ellenbogen, presste die Handflächen aneinander, wie zum Gebet gefaltet, und strich sich mit den Fingerkuppen über den breiten Nasenrücken. Dann griff er nach dem brüchigen Papier, löste den Bindfaden vom Umschlag und öffnete das Kuvert. Zuerst betrachtete er den Druck des Ölgemäldes, das noch aus der französischen Kolonialzeit der Stadt stammte. Das Bild war vergilbt, an den Rändern eingerissen und von der Luftfeuchtigkeit gewellt. Für mein Vorhaben würde es genügen. Er sah auf und betrachtete mich.

»Erstaunlich. Das Bild sieht Ihnen ähnlich, Baron von Wörderschlöff

...«, murmelte er, einem Gurgeln gleich. Mit einer feuchten Aussprache, als wären seine Backen mit Kautabak gefüllt, der ihm jeden Augenblick zwischen den dicken Lippen hervorsprudeln könnte, verunstaltete er meinen Namen. *Von Wörderhoff!*

Zögernd entnahm er dem Kuvert das Schriftstück mit den Details. Das Pergament knackte, als er es auseinanderfaltete. Er las das Dokument und verharrte in der Bewegung. Seine Hände verschmolzen mit dem Mahagoniholz der Tischplatte, nur seine weißen Fingernägel leuchteten wie Münzen, in denen sich das Mondlicht spiegelte.

Am Ende des Schreibtisches glänzte eine Messingtafel mit eingraviertem Schriftzug: *Wahoo Samuel Jacob – Solicitor*. Das Licht der Lampe spiegelte sich darin. Ein ähnliches Schild prangte am Eingang des Büros über der Türglocke an der vom Meersalz zerfressenen Holzfassade. Das Fehlen der Louisiana-Registrierungsnummer und des Notariatseblems von 1908 verriet die Zweitklassigkeit seiner Kanzlei.

»Um 23 Uhr, im *Chattanooga*, in der Bourbon Street.« Er nickte, flog mit den Augen über die geschwungene Handschrift, und wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn, doch schon im nächsten Moment schoss ihm wieder der Schweiß aus den Poren. Am Rand des schmierigen Stoffs waren die Initialen *WSJ* mit rotem Bindfaden eingestickt. *Wahoo Samuel Jacob*, der sein Büro schon wegen seines Namens nur in *dieser* Stadt führen konnte, knüllte das Tuch zusammen, um es anschließend in der Seitentasche des Anzugs verschwinden zu lassen.

Er blickte kurz auf. »Ist *Ihnen* nicht heiß?«

Ich schüttelte den Kopf. Für ein fettes Schwein wie ihn mussten die Nächte in New Orleans unerträglich sein. Sicher presste die Hitze seinen Brustkorb zusammen, die Luftfeuchtigkeit durchtränkte seine Kleidung, und tagsüber sprengte ihm der Druck die Schädeldecke. Ich wusste, wie er sich fühlte. Das Büro verfügte über keine Belüftung. Das Fenster war zwar geöffnet, die Jalousie klapperte aber nur müde im Luftzug, und gemächlich zogen die Rotorblätter des Ventilators ihre Kreise unter der Holzdecke. Draußen tuckerte der Viertaktmotor eines Automobils. Das Signalhorn des Wagens rührte, und mit dem Knallen der elektrischen Zündung erstarb das Tuckern in einer Seitengasse.

Der Nigger legte die Stirn in Falten. »Sind Sie sicher, dass ...?« Er rang nach Atem.

»Zweifel sind nicht angebracht!« Ich umklammerte den Knauf des Gehstocks. »Sie veranlassen alles, wie ich es niedergeschrieben habe, dann gibt es keine Zwischenfälle.«

Er murrte etwas Unverständliches und hob die fleischigen Hände.

»Einen Holzpfahl durchs Herz, sieben Silbernägel durch Schulter, Hand und Knie und einen durch den Hals ... ein wenig, mhm ... *makaber!*« Er verzog das Gesicht und lockerte den Krawattenknoten, doch immer noch wölbten sich Hautfalten über dem steifen Hemdkragen.

»Es *ist* notwendig«, antwortete ich. »Und vergessen Sie nicht, den Körper anschließend zu verbrennen. Der Hinterausgang des Lokals führt in einen ...«

»Kein Problem ...«

»Führt in einen Hof!« Ich pochte mit dem Stock auf die Holzdielen. Es war eine Plage. Seit dem Bürgerkrieg hatten die Nigger keinen Respekt mehr vor den Weißen. »Dahinter liegt ein Park mit Bäumen und Sträuchern. Dort vergraben Sie die Überreste! Haben Sie verstanden?«

Der Nigger betrachtete mich mit eng zusammengekniffenen Augen. »Ich habe fünf gute Männer für diesen Job. Wie wäre es mit Weihwasser oder einem Kruzifix?« Er zuckte mit den Achseln. »Nur um sicherzugehen!«

»Schweigen Sie!«

Er zuckte zusammen.

»Sie machen alles so, wie es *hier* steht!« Ich beugte mich vor und pochte mit dem Finger auf das Papier. »Die Silbernägel reichen vollkommen aus, der Rest ist Unsinn. Doch es muss *echtes* Silber sein, keine Legierung!« Ich fixierte die Pupillen des Mistkerls. »Haben Sie das verstanden?«

Ein Rinnsal aus Schweiß lief ihm über die Wange. »Hey, ich wollte doch nur einen Scherz ma...«

»Ich möchte Sie nicht beleidigen, Mister Samuel Jacob, aber sparen Sie sich die Scherze für Ihre Nigger!«

Unter seiner Haut pochte das Blut sichtbar gegen die Schläfen, die Unterlippe zuckte, doch er sagte nichts.

»Sie finden in dem Umschlag eine Adressenliste, ein Testament, eine Vollmachtserklärung, eine Vermögensaufstellung und einige Briefe, die Sie morgen abschicken werden.«

Ich griff in die Manteltasche und zog einen verschnürten Lederbeutel hervor, den ich auf den Tisch legte. »Sie besorgen sich ein Alibi für morgen Abend. Hier ist Ihr Honorar, dreitausend Dollar in Goldmünzen, und sehen Sie zu, dass Sie gute Männer dafür bekommen ... keine Nigger!«

Seine Augen funkelten böse.

Ich schlug ein Bein über das andere. »Im Augenblick meines Todes möchte ich kein schwarzes Affengesicht vor mir sehen.«

Seine Hände verkrampften sich zu Fäusten. Er wollte mir nicht zeigen,